

Der Schmetterling,

belletristisches Beiblatt zum „Spiegel.“

Die Dithmarssee.

Wie die Eidgenossen in der Schweiz so wehrten sich die Dithmarssee, 1289 bis 1322, welche hoch oben an der Nordsee zwischen der Eider und der Elbe saßen, auf dem Boden, den sie dem Meere abgerungen hatten, um ihre Freiheit. Ungeschwächt hatten sie die Kernkraft der deutschen Urväter eben so rein wie deren Sitten und Tugenden bewahrt. Sie waren hoch von Wuchs und stämmigen Gliederbaues, von erstaunlicher Stärke und Gewandtheit. Nicht in Stände abgeschieden, waren sie alle unter sich gleich — alle Bauern, alle frei. Sie hatten keine Städte, bloß Dörfer, die zu Kirchspielen (Kerkspole) verbunden waren; dagegen war ihr ganzes Land — sieben Wegstunden lang von Norden nach Süden; und vier Wegstunden am breitesten von Osten gegen Westen — durch Gräben, Teiche, Schleußen und Flüsse gegen die Nachbarn abgeschlossen wie eine einzige Festung.

Das ganze Volk bildete gleichsam einen Bund von Geschlechtern, jedes Geschlecht theilte sich in mehre „Kläfte“, welche oft über viele Kirchspiele ausgebreitet waren. Jeder einzelne Dithmarser war seinem ganzen Geschlecht verpflichtet mit Rath und That, zu Buße, in Wohl und Weh. Durch diese Einrichtung lernte jeder von früh auf Gemein Sinn, welcher das ganze Volk durch ein heiliges Gewebe von tausend unsichtbaren Fäden zusammenhielt. So blieb den Dithmarsern das Vaterland das Allerhöchste, und Vaterland und Freiheit waren in ihren Begriffen stets eins. Zum Dienst beider wurden die Kinder sorgfältig aufgezogen, frühzeitig selbstständig, um den Werth der Unabhängigkeit fühlen zu lernen. Der Knabe war schon mit acht Jahren mündig, im vierzehnten stand er bereits in der Waffenübung und erprobte sich bei der Heerschau im Dorf, welche jährlich am Mittwoch nach Pfingsten stattfand; da mußte die ganze junge Mannschaft des Dorfes schwören des Landes Freiheit zu vertheidigen, und, welcher wehrhaft dabei ausblieb, der wurde um dreißig Mark gebüßt.

Mit achtzehn Jahren war der Dithmarser zu jeder Staatsleistung und Gerichtspflicht verbunden. Alle Grundbegriffe und Grundeinrichtungen der uralteutschen Gerichtsverfassung bestanden bei den Dithmarsern in voller Kraft: das Wehrgeld, die Mannbuße, die Friedensbuße, das Gottesurtheil, das Geschwornengericht. Groß war die Achtung vor dem

Gesetze, gute Sitten machten allzuvielen Gesetzen überflüssig. Das hohe Rechtsgefühl des Volkes ersetzte oft den richterlichen Urtheilspruch. Einen erwiesenen Dieb stieß sein Geschlecht als unehrlichen aus, und keine Sippschaft nahm sich seiner an oder leistete Ersatz für ihn. Er büßte durch den Strang; „die Schließbar“, welche mit dem Bogte die Polizeibehörde bildeten, vollzogen das Urtheil, denn es gab keine Scharfrichter.

Verräther und Feinde des Landes wurden enthauptet. Besonders streng wurden Verbrechen gegen die Keuschheit gestraft, und zwar von den nächsten Verwandten der Schuldigen selbst, durch Feuertod, Ertränken, Lebendig begraben. Denn Sittenzucht galt dort noch eben so heilig wie bei unsern Urvätern. Eben so wurden auch die Frauen geehrt, und mit vollem Rechte; denn sie waren edel, starkmüthig, begeistert für Ehre Freiheit und Vaterland; sie folgten den Männern in die Schlachten nach, labten sie mit Speise und Trank, eiferten sie an, fochten wohl selber mit in Mannskleidern und Harnischen, und wählten lieber Tod als Schmach.

Mit gleicher Treue, wie die Dithmarser an der Verfassung ihrer Urväter hingen und die Tugenden derselben aufrecht erhielten, bewahrten sie auch noch deren Lustbarkeiten; kriegerische waren ihnen die liebsten, wie es einem Volk geziemt, das für die Freiheit lebt, zumal war der Schwertertanz beliebt, den sie mit großer Kunst auszuführen verstanden, dann auch Werfen, Ringen, Springen. Und wie dadurch die Kraft des Leibes immer frisch und rüstig erhalten blieb, so auch die geistige; da klang das Volkslied frei und feck, wie des Meeres Wellenschlag, von Krieg und Sieg, zu Preis und Spott, zu Liebe und Lust, und nicht etwa in Stuben und Kammern, nein zum frohen Reigentanz griff es mächtig bewegend ins öffentliche Leben.

So waren die Dithmarser keusch und sittenstreng, einfach und mäßig, fleißig und streitbar, gleich und einig, und durch dies Alles der Freiheit werth. Jahrhunderte lang haben sie, bei den großen Welthändeln unbeachtet, ihr Vaterland wie eine reine Jungfrau vor Angriffen fremder Machthaber geschützt. Nach den Tagen Heinrich des Löwen, ihres gewaltigen Feindes haben sie abwechselnd gegen die Grafen von Holstein und gegen die Dänen gestritten, denn die Erstern wollten, als das Land die Freiheit errungen, doch ihre Ansprüche nicht aufgeben. Die Dithmarser schlugen sie 1289. Im Jahre 1320 benützten sie die

Uneinigkeit der Grafen, brachen in deren Land ein, drangen bis Kiel vor und kehrten mit großer Beute heim. Da überfiel sie Graf Gerhard der Große bei Bornhorvede, erschlug ihrer Fünfhundert und trieb die Andern in die See. Hierauf hoffte er ihr Land mit leichter Mühe zu erobern, und führte 1322 viel Kriegsvolk hinein, „die Bauern sollten ihm's (meinte er) besolden.“

Er gewann auch in zwei Feldschlachten den Sieg und ihrer Siebenhundert wurden erschlagen. Die aber so entrannen flüchteten sich in die Kirche zu Oldenwörden, und befestigten diese wie eine Burg. Da schlichteten die Holsteiner Holz um die Kirche, und zündeten es an. In solcher Noth rufen die Dithmarscher dem Grafen zu, sie wollten sich ihm ergeben. Er aber traut ihnen nicht und läßt das Feuer noch näher an die Kirche legen.

Schon wird es so arg daß durch die Ritzen der Decke das geschmolzene Blei von der Kirchendecke den Dithmarscher auf die Scheitel träuft. Da thun sie sich zusammen, brechen todesmuthig in Haufen aus der Kirche, und nun auf die Holsteiner los und drein! diese versehen sich im Uebermuth dessen nicht; jetzt müssen sie es büßen. Auf einmal steigen aus allen Hecken und Gräben ringsum Dithmarscher hervor; auch die von der Insel Busum kommen eilig herzu, und alle Bauern zusammen haben die Holsteiner mitten unter sich, und fechten, im Blute wattend, auf einem Acker bei Oldenwörden mit solchem Grimm und Fleiß, daß zweitausend Feinde, zwölf große Herren dazu todt auf dem Plage bleiben. Mit genauer Noth und wenigem Volk entrannen Graf Gerhard und Herzog Heinrich von Mecklenburg.

Damals war eine Dithmarscher Frau; die hatte ihren Mann und acht Söhne in den Kampf geschickt und bekam Botschaft: Weib, deine Söhne sind im Kampf gefallen; doch tröste dich! dein Mann ist noch am Leben.“ Wie sie dies hört, ruft sie grimmig vor Scham: Wie? meine Söhne und so viele brave Landsleute für das Vaterland gefallen und mein Mann allein — geflohen? So komm er mir nimmer vor die Augen!“ Da gibt ihr der Bothe den Bescheid: „Wohl hat er das Leben noch, aber so tiefe Wunden, daß er nicht mehr aufkommt!“ — „Herr Gott, ich danke dir,“ ruft jetzt des Dithmarscher Weib, „daß du mir einen solchen Mann und solche Söhne gabst, die für das Vaterland sterben!“

Das 16. Jahrhundert begann mit einer neuen glorreichen Volksthat der Dithmarscher. Kaiser Friedrich III. hatte den König Christian von Dänemark 1474 mit dem Dithmarscher Land belehnt, und dessen Sohn Johann brach im Februar 1500 in dasselbe ein und zwar mit einem Heer von 20,000 Mann und einem gefürchteten Haufen von 6000 fremden Söldnern, welche „die schwarze Garde“ hießen, und

dachten Alle für gewiß, die Dithmarscher würden erschrocken um Gnade flehen. Die aber waren getrost und die Weiber sprachen zu den Männern: „Wohlauf! Gut und But für die Freiheit!“ — Ein kühner Held Wolf Isenbrand warf in der Eile eine Schanze auf, 300 Männer vertheidigten sie, eine wehrhafte Jungfrau aus Hochwürde trug den Freien Kreuz und Banner voran in die Schlacht. Als nun die Feinde stolz heranzogen und das Feldgeschrei riefen: „Wehr' dich Bauer, die Garde kommt“ und die Schanze stürmten, da hielten die 300 Dithmarscher gegen die vielen Tausende aus, brachen hervor, stachen in den Feind, warfen ihn zu Boden und jauchzten: „Wehr' dich Garde, der Bauer kommt!“ die Schleusen sind auf, die Wasserfluten schießen auf die Feinde herein, sie sinken und ertrinken, wo einer den Dithmarscher zu entrinnen versuchte. Gar viele Grafen und Herren und in die Tausende des gemeinen Volkes wurden erschlagen, nur mit genauer Noth entrann der Dänenkönig. So haben die Dithmarscher mit Gottes Hilfe Freiheit und Vaterland gerettet; es war im Februar 1500.

Erst im Jahre 1559 ging die alte Freiheit der Dithmarscher unter. Und warum? Weil die Dithmarscher, durch ihr vieles Glück und ihre Reichthümer von Stolz und Uebermuth verblendet, nicht mehr die alten Tugenden, nicht mehr die alte Einfalt bewahrten, nicht mehr so wachsam und gerüstet da standen wie ehemals. Dennoch erwiesen sie auch bei ihrem Untergang die alte Heldenkraft, und besonders zeichneten sich Frauen durch kühne Großthaten aus. Folgendes ist der Hergang, wie Dithmarscher Freiheit unterdrückt ward.

Die Dänen und Holsteiner hatten seit dem letzten großen Sieg der Dithmarscher im Jahre 1500 ihre feindseligen Absichten gegen dieselben keineswegs aufgegeben, sondern lange im Stillen gerüstet; die Dithmarscher aber dünkten sich allzusicher, und beachteten dies nicht. Sie hatten den evangelischen Glauben angenommen, und begaben sich in den Bund der Hanse. Aber Letzteres war nicht zu ihrem Heil; denn die stolzen Bürger meinten es mit den freien Dithmarscher doch nicht aufrichtig. Nun gewann der Herzog Adolf von Holstein 1548 vom Kaiser Karl V. daß ihm, auf das alte Versprechen des Kaisers Friedrich III. hin, das Land Dithmarscher überlassen ward. Er verband sich mit dem König Friedrich von Dänemark, und beide sagten im Jahre 1559 den Dithmarscher durch Fehdebrieve den Krieg an.

Die Dithmarscher rüsteten und bestellten ihre Schanzen, und die Frauen ermahnten die Männer tapfer zu fechten. Aber es war Uneinigkeit zwischen den einzelnen Kirchspielen und Anführern, während die Feinde das Land von mehreren Seiten zugleich angriffen, um dadurch sowohl die freien Männer über

den Hauptschlag zu täuschen, als auch deren Macht zu zersplittern. Wider das feste Meldorf geschah der Feinde erster Angriff. Da wehrten sich die gewaltigen Dithmarschee mit der Wuth der Verzweiflung, Männer wie Weiber — eine Frau erstach zwei Landsknechte mit einem Messer — bis daß nur noch 400 Dithmarschee übrig waren; diese zogen sich auf einen Warst zurück, und verschanzten sich aufs Neue. Aber von allen Seiten umstellt, mußten sie sich endlich doch ergeben, und wurden über die Elbe verjagt.

Sodan geschah ein furchtbarer Kampf um den Flecken Heide, wo jeden Samstag großer Markt war, und die acht und vierzig Regenten des Landes zusammen zu kommen pflegen. Da stoßen die Dithmarschee mit ihren langen Spießen wacker zu, daß die Landsknechte vor ihnen laufen. Dem König von Dänemark wird ein Edelmann zur Seite erschossen; der Herzog von Holstein sieht seine Fähnriche wanken und weichen; da eilt er von dem Büchel, auf dem er hält, herbei, faßt die Fähnriche an der Hand, führt sie voran und ruft ihnen zu: „Da, da ist der Feind.“ Darauf gibt er seinem Roß die Sporen, dringt vor und schießt auf einen Dithmarschee Bauer; der aber, verwundet am Boden liegend, stößt dem Herzog mit der Hellebarde in den Rücken, daß sich dieser, schwer verletzt, forttragen lassen muß. Aber der Bauern wurden gar viele erlegt und lagen zu Haufen übereinander — auch Frauen, die in Mannskleidern und Harnischen mit voran gefochten hatten. Ein anderes Häuflein Bauern, das in der Nähe stand — Keimer Grate führte es an — wollte den Landsleuten nicht beispringen. Der Feldmarschall der Feinde aber ließ den Flecken Heide in Brand stecken.

Da zogen die Dithmarschee aus dem Theil ihres Landes, welcher die „Gerst“ heißt, und den sie nun verloren hatten, in den andern Theil, in die „Marisch“, und sammelten sich dort, willens, das feindliche Lager anzugreifen. Aber bald anerkannten sie kummervoll, daß sie nach so zahllosen Verlusten gegen der Feinde Uebermacht nicht mehr vermochten, und daß die letzte Stunde ihrer Freiheit geschlagen habe. Also sandten sie, während die Feinde Kriegs Rath hielten, ihre Geislichen mit weißen Stäben in deren Lager, um für die Friedensboten sicheres Geleit zu erhalten, und am 19. Juni 1559 wurde der Friede geschlossen — um den Preis der Unterwerfung. Die Dithmarschee erkannten nämlich die Herzoge von Holstein als ihre Herren an, und mußten ihre Waffen und alles Kriegsgeräthe ausliefern, doch behielten sie manches alte Vorrecht. Wohl versuchten sie noch oft, die alte Freiheit zu erringen, doch jeder Versuch blieb fruchtlos.

E. D.

Alte Bekanntschaft.

Wie Träume verblichener Lust,
Wie ein Lied aus uralten Tagen,
Das plötzlich erweckt in der Brust
Scheintodtes Lieben und Klagen

Wie ein Bild, das verstohlen man trägt
Zunächst am klopfenden Herzen,
Und heimlich beschaut und befragt
In tiefen, doch seligen Schmerzen :

So hat es, als ich dich sah
Befallen mir Herz und Gedächtniß,
Als sende, bist du mir nah',
Die Jugend ein letztes Vermächtniß.

Es war wohl schon einmal der Fall,
Daß wir uns trafen im Leben,
Daß deiner Stimme Schall
Mir ein Willkommen gegeben.

Und wenn ich sinnen auch muß,
Wo dies vor Jahren geschehen,
Doch schien mir dein erster Gruß
Ein gottvolles Wiedersehen!

8-99.

Ströbeck.

Ströbeck, also heißt das eine Meile von Halberstadt gelegene Dorf, in dem seit Jahrhunderten Schach gespielt wird. Die Parthie wird daselbst wie gewöhnlich aufgespielt, vor dem Beginn des Spieles gehen aber die beiden Thurbauern, dann die Königsbauern, ingleichen die Königinnen zwei Schritte gerade aus vorwärts. Außer dieser Abweichung, welche man dort den „Ausrag“ nennt, gilt die Regel, daß jeder Bauer stets nur ein Feld gezogen werden darf. Es findet ferner kein Rochiren statt, und endlich wird der in die 8. Felderreihe oder in die Dame gelangende Bauer nicht sogleich in einen Offizier umgewandelt. Er darf auf solcher Stelle zwar nicht vom Feinde geschlagen werden, muß aber erst noch drei Rücksprünge — auch Freuden- oder Probepsprünge — vollführen, die darin bestehen, daß er von dem erreichten Felde aus auf gleicher Vertikallinie unter Uebersprungung je eines Feldes auf die zweite Felderreihe zurückkehrt, wo er dann zu dem erwünschten Offizier wird. Nur auf dem 8. Felde sind solche Bauern unverleglich, während der 3 Rücksprünge können sie geschlagen werden, doch steht es jedem frei, ob er diese Sprünge gleich nacheinander, oder in welchen Pausen er sie vollführen will.

Die wichtigsten Schachkämpfe zu Ströbeck kommen im s. g. „Wirthshaus zum Nachspiel vor.“ Dort

*

finden sich täglich die stärkern Ströbecker zusammen und führen vor vielen Zuschauern ihre Wettkämpfe aus. Noch im vorigen Jahre waren der Zimmermeister Kraft und Valentin Guerike als Vorkämpfer anerkannt. Letzterer, ein alter würdiger Mann ist vor einigen Monaten gestorben. Schon seit einer langen Reihe von Jahren werden in Ströbeck Durchreisende fast regelmäßig zu einer Partie Schach aufgefordert; daß sie dabei nicht selten den Kürzern ziehen, mag weniger in der überwiegenden Geschicklichkeit der Dorfbewohner als in den obigen eigenthümlichen Regeln liegen, wenigstens ist anerkannten Meistern wie z. B. Silberschmidt, Bledow, u. s. w. der Sieg nie schwer geworden.

Ein anderer Brauch ist, daß die nach außerhalb sich verheirathende Braut am Hochzeittag selbst mit dem Gemeindevorsteher in Ströbeck erst noch eine Partie Schach spielen muß, während welcher sie von den auf ihre Kosten trinkenden Gästen umstanden und mit Aeußerungen des Beifalls oder der Mißbilligung bedacht wird.

Sogar in der Schule zu Ströbeck hat das Schach eine entscheidende Stimme. Alljährlich zu Oftern findet ein Schacheramen statt, an dem sich in der Regel etwa 48 Kinder betheiligen, um zu beweisen, in wie weit sie der Mahnung, sich im Schach fleißig zu üben, nachgekommen sind. Das Loos bestimmt die Kämpferpaare, die 24 Sieger treten von Neuem in die Schranken, wieder durch das Loos einander zugetheilt, die zum 2. Mal siegenden kämpfen eine 3. Schlacht, und diejenigen Sechs, welche aus dieser siegreich hervorgehen, werden im Triumphe nach Hause geleitet, wo die heimatische Pforte sich ihnen ehrerbietig öffnet, und die Mutter mit einem kleinen Festmahl den dreifachen Sieg des Kindes feiert. Von Seite der Gemeinde wird dem tapfern Kämpfer ein schönes Schachspiel mit der Inschrift „Zur Belohnung des Fleißes von der Gemeinde Ströbeck“ verehrt, zuweilen kommt auch noch ein Geldgeschenk dazu. Demungeachtet entsprechen die Leistungen der Ströbecker Spieler, in ihrer Mehrzahl, dem alten Schachrufe des Dorfes in sehr mittelmäßigem Grade.

Johannes v. Leyden.

Bei dem Aufsehen, welches Meyerbeer's „Prophet“ macht, dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, auf ein Paar Züge aus dem Leben des Helden der Oper, Schneider Bockhold, auch Johann v. Leyden genannt kurz aufmerksam zu machen. Dieser, 1534 in Münster zum König von Zion gekrönt, war bekanntlich das Haupt der Wiedertäufer und setzte den Bischof, welcher die Stadt mit einem Heere zernirte,

einen muthigen Widerstand entgegen. Ein Goldschmied hatte dem neuen König die Krone gefertigt, nachdem Jener in einem Traume durch einen Engel Gottes den Befehl erhalten hatte, den neuen Propheten, welcher die ganze Welt zu beherrschen bestimmt sei, zu krönen. Zugleich händigte er ihm ein Schwert ein mit den Worten: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit und mit ihm alle Gewalt; aber gebrauche es so, daß du einst Christo, wenn er wiederkommt, Rechenschaft ablegen kannst.“ Der Neugesalbte bezog hierauf den Palast eines ausgewanderten Dombherrn und erwählte einen neuen Hofstaat, einen Kanzler, einen Statthalter, Mundschentke und Tafeldecker, Kammerdiener, Kammerlakaten u. s. w. Sein Schmuck war prachtvoll, und pomphaft sein öffentliches Erscheinen. In seiner Rechten trug er ein prachtvolles Scepter, die kostbaren Ringe zierten seine Finger und an seiner Linken hing ein Schwert in goldener Scheide. Außerdem hielt er siebenzehn Weiber und gab sich allen Genüssen der Tafel und sonstigen Ausschweifungen hin. Wöchentlich veranstaltete Johannes von Leyden öffentliches Gericht. Er begab sich dann, begleitet von seinem Hofstaate unter Musik und königlichem Pompe, in einen Purpurmantel gehüllt, gewöhnlich zu Pferde auf den Markt, wo er einen mit goldenen und purpurnen Decken behangenen und mit seidenen Kissen belegten Thron bestieg und die Streitigkeiten schlichtete. Jetzt glaubte der Bischof mit mehr Ernst und Nachdruck gegen die Glaubenswüthigen verfahren zu müssen; er ließ daher den 31. August 1534 die Stadt bestürmen; doch die Belagerten schlugen muthig jeden Angriff zurück; selbst die Weiber waren dabei nicht unthätig, sondern schleuderten siedenden Kalk und Pechkränze unter die Feinde. Noch wurde der Stadt die Zufuhr abgeschnitten; eine Hungersnoth entstand, dennoch ergab man sich nicht. Man nahm zu den ekelhaftesten Speisen seine Zuflucht, verzehrte selbst Leichname; aber der Schneiderkönig hatte kein Erbarmen; Niemand durfte seine Ansicht aussprechen; ja eine seiner Frauen, welche, vom Elende des Volkes gerührt, sich deshalb mitleidsvoll äußerte, ließ er auf den Marktplatz führen und hieb ihr mit eigener Hand den Kopf ab. Seine übrigen Weiber mußten, in einem Kreise kniend, der Schreckensscene zusehen, und als sie vorüber war, ausrufen: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ worauf der König sie zum Tanze führte. Endlich schlug die Stunde der Errettung. Einige Bürger, eines solchen Jammers müde, verschafften dem bischöflichen Heere bei Nachtzeit Eingang in die Stadt, welche nun auch nach heftigem Widerstande der Schwärmer erobert wurde. Das geschah am 25. Juni 1535. Während der blutigen Auftritte hatte sich der König in die Spitze des Negidienthurnes verkrochen. Von einem Knaben

verrathen, rief er zwar den sich nahenden Soldaten zu: „Erkühnet Euch nicht, den Gesalbten des Herrn zu verletzen!“ Aber diese erwiederten: „Wenn Du Etwas vermagst, Strohkönig, so mach' Dich los!“ Er wurde gefangen genommen und nebst seinem Kanzler und Scharfrichter den 23. Januar 1536 auf dem Markte, wo vorher der Thron gestanden, hingerichtet; nachdem sie zuvor der Sitte jener Zeit gemäß mit glühenden Zangen gezwickt waren, ward ihnen ein glühendes Schwert ins Herz gestossen. Johann von Leyden, erst 26 Jahre alt, endete mit Reue und Gebet, die beiden Andern aber beharrten bei ihrer Meinung. Die Leichname wurden zur Warnung für Alle in drei eiserne Behälter auf der Südseite des Lambertusthurnes aufgehängt.

Ein Tag in einer englischen Familie.

(Reise-Erinnerung.)

Wer die Engländer nur als Gäste kennt, der kennt sie schlecht. Es ist wahr; in Heidelberg, in Dresden oder gar auf den Rhein-Dampfschiffen, wenn diese dünnen Mackintosh-Gestalten, steif und gelangweilt, mit ihrem roth eingebundenen Murray's Handboock an einem vorbeisicheren, ist es nicht gut möglich, sie zu den Reise-Unnehmlichkeiten zu zählen; aber diese scheinbar nüchternen, hochmüthig-kalten, im glücklichsten Falle spleenhaften Menschen sind die Gastlichkeit und Zuverlässigkeit selbst, wenn man ihnen im eigenen Lande oder gar am eigenen Herde begegnet. Wollte man nach den Gründen dieser auffallenden Erscheinung forschen, so würde ein guter Theil der Schuld, vielleicht der größte, uns selber zufallen. Den Hochmuth haben unsere Spekulanten durch Kriecherei, die scheuvorsichtige Abgeschlossenheit aber durch die vielfache Uebervorthellung der englischen Gäste verschuldet. — Es darf hier freilich nicht verschwiegen werden, daß in neuerer Zeit auch Klassen der englischen Bevölkerung sich auf „die große Tour“ begeben haben, die überhaupt aller wahren Bildung entbehrend, dieselbe begreiflicherweise auch im Auslande nicht zur Schau tragen konnten. Lassen wir diese. Mir war es vergönnt, auf andere Elemente zu stoßen; und die nachfolgenden Blätter sind eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die lebenswürdigsten Wirthe von der Welt.

Es war in einem londoner Hôtel; meine deutsche Reisegesellschaft hatte mich im Stich gelassen; verlassen, unter lauter fremden Gesichtern, saß ich an der Table d'hôte. Ich wäre sicherlich verlegen gewesen, wenn mich nicht ein brennender Hunger gegen solche Nebensache, wie alle und jede Gesellschaft für einen Hungrigen ist, vollkommen gleichgültig ge-

macht hätte. Bald merkte ich, daß ich Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Es ist das ein sehr angenehmes Gefühl, vorausgesetzt, daß man ein leidlich gutes Gewissen hat und nicht steckbrieflich verfolgt wird. Ich habe mich schon oft gewundert, daß die Theilnahme, die jeder Fremde einflößt, von der menschlichen Eitelkeit nicht begieriger ausgebeutet wird. Welche verzweifelten Mittel werden mitunter angewandt, nur um das flüchtige Interesse einer Handvoll Menschen anzuregen! Wie viel Volksreden mögen im Jahre 1848 gehalten worden sein, nur um auch einmal ein süßes „Bravo“ mit nach Hause zu nehmen! Mancher arme Teufel hat diese Eitelkeit schwer gebüßt, und hätte doch im Auslande als Fremder so gefahrlos Aufmerksamkeit erregen und ein Interesse einflößen können. Diese Theilnahme für alles, was „weit her kommt“, ist eine Empfindung, von der wir uns nie frei machen können. Selbst wenn wir uns überzeugt haben, daß es mit dem Weithergekommenen nicht weit her ist, bleibt uns ein Rest jener Theilnahme, und nur, wenn wir selbst der Fremde sind, können wir sie nicht recht begreifen. Natürlich, wir sind uns ja ein alter Bekannter geblieben und können nichts Apartes an uns finden.

So ging es mir an der Table d'hôte, doch studirte ich mich rasch in meine neue Rolle hinein, und war mir bald noch nie so wichtig vorgekommen. Einige Worte wurden gewechselt; man fragte mich, wie lange ich in London sei, was ich gesehen habe, und da ich eben aus der National-Gallerie kam, waren wir bald in lebhaftem Gespräch über englische Malerei. Als ich, nicht ohne Absicht, hinwarf, daß David Wilkins und neuerdings namentlich Landseer bei uns in Deutschland sehr wohl gekannt und gewürdigt seien, konnte ich deutlich wahrnehmen, welche Freude das auf allen Gesichtern hervorrief, so wie ich denn während meiner ganzen Anwesenheit in England sehr wohl erkennen konnte, daß Selbstgefühl und Bewußtsein eignen Werthes diese Nation gegen Anerkennung von außen her durchaus nicht unempfindlich gemacht habe. Es ist mit dem Nationalgefühl, wie mit dem Künstlerstolz: wie guten Grund sie haben mögen, über Schmeichelei sind beide nicht erhaben.

Bei Tafel wurde es immer lebendiger; das Gespräch kam auf Deutschland, und rechts und links bestürmte man mich mit Fragen über Berlin und Wien, Hamburg und Weimar, über Goethe und — den König von Preußen. Hiermit war der Kreis geschlossen. Die eigene Erfahrung belehrte mich, daß die bodenloseste Unkenntniß der Engländer über unser Land und unsere Zustände keine Fabel, sondern blanke Wahrheit sei. Wenn es schon auffallen mußte, daß unter einem Duzend gebildeter Männer Keiner war, der auch nur ein einziges Wort deutsch gesprochen hätte, so war doch namentlich der

geographisch-historische Unsinn, der zu Tage gefördert wurde, ganz unglaublich. Von Berlin sprachen sie, als ob es seiner Lage nach Königsberg wäre; Magdeburg kannten sie gar nicht; die preussische Geschichte führten sie auf zwei Namen zurück: Blücher und Friedrich der Große. — Wär' es möglich, in Deutschland auch nur einen gebildeten Menschen zu finden, der von York oder Oxford noch nie gehört hätte, und von englischer Geschichte weiter nichts wüßte als: Wellington und Königin Elisabeth?!

Mein Nachbar zur rechten Seite, ein kleiner hagerer Mann, dessen Gesicht unerschöpfliches Wohlwollen ausdrückte, schloß mich ganz besonders in sein Herz, und lange bevor es mit der Tafel zur Neige ging, erklang das bekannte, alle Freundschaft einleitende Wort: can I have the honour to drink a glass of wine with you? Ich war begreiflicherweise nicht abgeneigt, mich bei einem vortrefflichen Cherry nach bester Kraft zu betheiligen, und als wir, nach einer lebhaft durchschwazten Stunde uns erhoben, war die Freundschaft geschlossen. Beim Abschied lud mich der kleine Mann ein, ihn nächsten Sonntag auf seiner Villa zu besuchen, entwarf in aller Eile einen Reiseplan für mich und schied dann, nachdem ich frohen Herzens zugesagt hatte. Das englische, schwer zugängliche Familienleben kennen zu lernen, war mein lebhafter Wunsch gewesen; er sollte mir nun erfüllt werden.

Sonntag, mit dem Frühzuge der nach Dover und Brighton geht, brach ich auf; bald war Aumerley-Station erreicht; hier stieg ich aus, um den Rest meiner kleinen Reise zu Fuß zu machen. Es mochte noch eine halbe deutsche Meile sein. Der Weg führte mich abwechselnd durch Saatsfelder, Dörfer, Laubholz, Hecken, Bruch und Weideland; es war nur eine halbe Meile, aber die Grafschaft Kent, der Garten Englands, rollte alle hundert Schritt ein anderes Bild vor mir auf, und ließ in einer Stunde mich mehr sehen, als manche Tagereise, die ich in Deutschland gemacht habe. Wir haben in unseren Niederungen, z. B. im Oderbruch etwas Aehnliches; aber hier ist der Kreis von Gegenständen schnell erschöpft; der rasche Wechsel ist auch vorhanden, aber die Zahl, die Mannigfaltigkeit alles dessen, was da wechselt, ist ungleich geringer.

Ich werde jenen Sonntag Vormittag nie vergessen. Kirchenstill lag es über der Landschaft nur hier und da spielten sonntäglich gepuhte Kinder vor den sauberen Häuschen, oder Fink und Amsel schlugen, wenn ich durch Laubholz schritt. Ueberall trat mir ein Geist der Ordnung, eine Zierlichkeit, eine Kulturstufe der ländlichen Bevölkerung entgegen, wie sie bei uns selbst in der Nähe großer Städte nicht zu finden ist. Es war unzweifelhaft eine Nebenstraße, auf der ich mich bewegte, und doch war der Weg chauffirt;

zu beiden Seiten befanden sich breite Abzugsgräben, hier und da selbst Rasenbänke für den Fußgänger. Der Eindruck der ganzen Landschaft war der eines großen Parks, und ein Ausspruch des Kaisers von Rußland, der um dieselbe Zeit (1844) in England war, ging mir durch den Kopf: „es ist erhebend — solch Volk und solches Land.“

Um die eilfte Stunde war ich bei Mr. B. Seine zierliche Villa bildete den Mittelpunkt eines großen Parks, der in nächster Nähe des Hauses ein üppiger Blumengarten, an der äußersten Gränze aber ein Stück Wald war. Fast herrschte zu viel Symmetrie in dem Ganzen; von den Blumenbeeten aus sah man es nach allen Seiten hin sich staffelweis erheben: erst kam der Goldregen und die Hagerose, dann folgte Flieder und Haselstrauch; bis endlich über Akazie und Sycomone hinweg, Ahorn und Rüstler hoch in die Luft stiegen.

Mr. B. stand vor der Thür seines Hauses und war eben beschäftigt, in Aquarell-Manier einen besonders hübschen Theil seines Gartens aufzunehmen und auszuführen, als ich eintrat. Er ließ sich nicht stören, bat im Interesse seines Bildes um Entschuldigung, und überwies mich vorläufig seinen beiden Söhnen, von denen der eine achtzehn, der andere ein Paar Jahre weniger zählen mochte. Wir schlenderten durch die Gänge des Parks: zu beiden Seiten dichtes Buschwerk, das sich oft zur Laube über uns wölbte, dann wieder ein blauer, lachender Himmelsstreif; im Gehölz der pickende Specht, auf der Hausstaude der sich schaukelnde Hänfling, von Zeit zu Zeit ein prächtiger Silberfasan, der freischend vor uns aufflog — mir was es, als läs' ich ein reizendes Gedicht von Robert Burns; aber die Natur that's ihm doch noch zuvor.

Als wir von unserem Spaziergang zurückkehrten, war das Aquarell-Bild fertig. Mr. B. führte mich in eine Art Vorhalle, wo ich seinen Damen und einigen inzwischen angelangten Gästen vorgestellt wurde. Das Erste, was sich mir aufdrängte, war wieder jene Grundverschiedenheit in den Physiognomiceen der angelsächsischen und normännischen Race. Man findet oft in einer und derselben Familie, je nachdem die Kinder dem Vater oder der Mutter ähnlicher sind, jene blonden, rothbäckigen frischen Gestalten, wie sie noch jetzt das nord albingische Land erzeugt, während gleichzeitig einer der Brüder das fein und doch scharf geschnittene Profil aufweist, das in Gemeinschaft mit jenem eigenthümlich durchsichtigen Teint allemal den normännischen Abkömmling verräth. Dieser Teint hat etwas überaus Vornehmes, und verleiht einen Reiz, der oft anziehender wirkt, als die bloße Regelmäßigkeit der Züge.

Die Unterhaltung war zu Anfang dürftig, wie das in deutschen Landen wohl auch zu sein pflegt;

auch das Auskunftsmittel war dasselbe: Bücher und Kupferstiche. Unter diesen befanden sich Byron's beauties, die einem der anwesenden Männer zu der Mittheilung Veranlassung gaben, daß eine außerordentlich schöne Statue Lord Byrons sich noch immer in den dunklen Kellern des Zollhauses befinde und in Stroh verpackt des Augenblickes harre, wo ihr ein minder prüdes und scheinheiliges Zeitalter als das jetzige, den wohlverdienten Platz im Westminster anweisen werde. Seine Redeweise befundete eben so sehr eine schöne Begeisterung für den berühmten Lord, wie eine gerechte Entrüstung über jene Frömmelei, die in der That der einzige Grund ist, warum der atheistische Lord aus der Unterwelt seiner Kellergewölbe noch immer nicht erlöst worden ist.

Es ging zu Tisch, früher als es in England gemeinhin Brauch ist. Wir wollten noch ein Stück des Nachmittags zu Ausflügen in die Umgegend gewinnen. Die Mahlzeit war nach englischen Begriffen glänzend; — wir indeß stellen, namentlich was die Zahl der Speisen angeht, höhere Anforderungen. Die Engländer kennen keine Suppen und keine Gemüße, das ist bekannt; auch ihre Kuchen und Kompotts lassen viel zu wünschen übrig. Ich mußte z. B. eingemachte Stachelbeeren zu mir nehmen, die mich seufzen machten. Der Tischwein war Port und Sherry, wie überall in England, zuletzt gab es noch allerhand Obstweine von Mr. B's eigener Hand, unter ihnen den nationalen goose-berry-wine (Johannisbeerwein), der gewiß schon mancher unserer Leserinnen beim Vicar of Wakefield sauer genug geworden ist. Den Schluß machte Champagner, der im Gegensatz zu den ebenfalls moussirenden Obstweinen „ächter Brausewein“ genannt wurde. Der gewöhnliche französische Rothwein, wie wir ihn zu trinken pflegen (in England Claret genannt) kam gar nicht auf den Tisch. Der Grund ist ein zwiefacher: einmal ist die Einfuhrsteuer aller französischen Weine sehr hoch, dann aber schmecken dieselben den Engländern nicht einmal, da die pikanten Saucen einen starken, gewürzreichen Wein verlangen.

In Champagner wurde tapfer angestossen oder richtiger: getoastet, da unser deutsches Anklängen mit den Gläsern gegen die englische Sitte verstößt. Dort sieht man einander bloß an, läßt die Augen einige Bärtlichkeiten sagen, macht dabei mit Glas und Hand eine halbkreisförmige Bewegung, und trinkt. Auch Reden wurden gehalten. Mr. B., dessen Unterhaltungsgabe sich unter dem Einflusse von fünf oder sechs Sorten Wein bis zur Schwachhaftigkeit gesteigert hatte, pläzte zunächst mit einem „Germany for ever!“ heraus; doch damit war's ihm nicht genug. Auf die ewige Freundschaft beider stammverwandten Länder wurde Glas auf Glas geleert, und als es schließlich in Mr. B's Kopfe selbst sehr kriegerisch

geworden war, trank er auf ein zweites Waterloo, wenn's wieder einmal gelte, gleichviel gegen Osten oder Westen. Alles stimmte ein, und in der mutbigsten Stimmung von der Welt standen wir auf, um uns vom Tisch in den Garten zu begeben. „Nun zu den Gipsies, Vater!“ rief das jüngste Kind, ein reizender Junge von sechs Jahren; und Groß und Klein lärmte lachend mit: „zu den Gipsies!“ Gipsies heißen nämlich die, mehr wie irgend wo in Europa, über ganz England zerstreuten Zigeuner. Man hielt sie dort, auch wohl mit Recht, für Söhne Aegyptens, woraus sich im Laufe der Zeit die Benennung „Gipsies“ (Aegypter) gebildet hat. Wir waren noch nicht allzuweit gegangen, als wir auf freiem Felde ein Gipsy-Nest entdeckten: tief in einer Lehmgrube, um Schutz gegen den Wind zu finden, lagen drei zerlumpte Gestalten eng zusammengekauert; sie mochten frieren. Kaum daß sie uns gewahrten, so sprangen sie auf und gingen ihrem Geschäfte nach, d. h. und bettelten uns mit einer Beharrlichkeit an, der der endliche Erfolg nicht fehlen konnte. Wir erfuhren von ihnen, daß Großmutter zu Hause sei, und gingen nun, um ihrer Majestät der Zigeunerkönigin unsern schuldigen Besuch zu machen. Ich hatte mich auf ein poetisches Zigeunerschloß: dichte Hecken als Wände, Moos und Flechten als Tapete, Baumstümpfe als Sessel, gefaßt gemacht, — statt dessen ward ich in ein freundliches, grün angestrichenes Haus geführt, worin so eben ein lustiges Kaminfeuer hoch aufsprasselte. Die Zigeunerkönigin war eifrig beschäftigt, sich und ihrem Mitregenten, einem steinalten Männchen, Kartoffeln zu kochen. Unser Erscheinen indeß war ganz ersichtlich keine unwillkommene Störung; sie trat uns entgegen und die kohlschwarzen, trotz hohen Alters noch immer funkeln den Augen lachten freundlich, fast herzwinnend, aus dem braunen, pockennarbigen Gesicht heraus. Es schien mir aus Allem hervorzugehen, daß Mr. B. ihr und dem alten Manne dies Häuschen für den Rest ihrer Tage geschenkt und sie überhaupt unterstützt habe; wenigstens trug ihr ganzes Thun trotz mancher derben Keckheit den unverkennbaren Stempel der Dankbarkeit. Ich erregte ihre Neugier, und sie drang darauf, daß sie mir Wahrsagen müsse. Erst sträubte ich mich in einer Art abergläubischer Furcht; die freundlichen Augen aber machten mir Muth, und ich gab ihr lachend meine Hand. Bald war ich erlöst: „drei Frauen und fünfzehn Kinder,“ mit dieser Aufsicht auf die Lebensreise, entließ sie mich unter dem Jubel der ganzen Gesellschaft. Ich gab ihr einen Shilling, doch sagte ich mir im Stillen, daß solche Prophezeiung damit viel zu hoch bezahlt sei.

Es mochte gegen Abend sein, als wir in die Villa zurückkehrten. Der allgemeine Wunsch war jetzt — Musik. Man drang in mich, ich möchte spielen; ich

sei ja ein Deutscher, und jeder Deutsche spiele Klavier. Ich war nicht wenig überrascht, diese traurige Wahrheit aus einem englischen Munde zu hören. Nach vielen Beteuerungen schien man jedoch meiner Versicherung: „ich sei völlig unmusikalisch“, Glauben zu schenken, und Mrs. B. setzte sich, als erste Virtuosa der Familie, schließlich selbst an's Fortepiano. Dies war ein sogenannter „Klapperkasten“ schlimmster Sorte, und obschon mein Ohr von deutschen Familientreisen her an Unglaubliches gewöhnt war, so überstieg dies Geflimper doch Alles, was mir nachbarliche Skala-Spieler und ähnliche Ungeheuer in Menschengestalt jemals hier zu Lande geboten hatten. Die Familie aber war entzückt und klatschte einmal über das Andere Bravo. Das natürliche Gefühl für den Wohlklang scheint dem Engländer zu fehlen. Und doch war dies Klavierkonzert nur ein schwacher Anfang: Mr. B. in freudigster Stimmung zeigte alsbald der Gesellschaft an, daß er irische Volkslieder singen werde. Ich habe Ähnliches zum Glück nie wieder gehört. Der Mann hatte nicht einen Ton in der Kehle, und sang doch mit einer Unbefangtheit und einem Kraft-Aufwand seiner Lungen, die dem ersten Tenor der großen Oper alle Ehre gemacht haben würden. Dabei nahmen die Lieder gar kein Ende: es mußte ein ganzer Cyclus sein. Ich hatte Mühe, mein Lachen zu unterdrücken, da Mr. B. seine Lieder mit allerlei Kapriolen begleitete, und wahrlich, wenn ich auf diese Hand- und Beinbewegungen sah, schien mir sein Singen weniger der Vortrag eines Volksliedes, als vielmehr die Aufführung eines irischen National-Tanzes zu sein.

Endlich schwieg er. Es schien der eigenen Familie doch fast zu viel gewesen zu sein; wenigstens dem dünnen Bravo nach zu schließen, war man nicht geradezu entzückt. Man drang jetzt aufs Neue in mich. „A german sang!“ scholl es von allen Seiten. Deutschland gilt nun einmal als das liederreiche Land. Ich kann es eidllich erhärten, daß ich mich, in richtiger Würdigung meines Gesangtalentes, niemals, und wenn es mit dem „grünen Jungfer Franz“ genesen wäre, habe öffentlich hören lassen. Nach solchem Vorgänger aber glaubte ich Alles wagen zu dürfen, und mit dem süßen Gefühl künstlerischer Ueberlegenheit hob ich das Hauff'sche Lied an: „Steh ich in finst'rer Mitternacht“. Beim Schluß des ersten Verses fühlt' ich zwar bald, daß mir der Text keineswegs geläufig sei, doch mit schneller Geistesgegenwart riß ich mich aus meiner üblen Lage und sang fünfmal hintereinander denselben Vers. Der Beifall wollte nicht enden, ich aber dachte: Bescheidenheit ziemt dem wahren Künstler.

Der Musik folgte die Dichtkunst; Shakespeare

wurde geholt. Man war nicht wenig erstaunt, daß ich lange Monologe aus Macbeth, Heinrich IV., Hamlet und anderen Stücken auswendig wußte. Um so lebhafter war der Wunsch, mich irgend eine Stelle vorlesen zu hören; man wollte gern erfahren, welchen Ton und Accent wir für die poetische Sprache hätten, da bekanntlich in jedem Lande der Vortrag der Verse von der gewöhnlichen Redeweise sehr weit abweicht. Ich wählte den Monolog Macbeths: „Is this a dagger which I see before me?“ Jetzt war ich der Ausgelachte; ich konnte deutlich sehen, wie man, obwohl vergeblich, das Gefücher zu verbergen suchte. Gewiß hatte ich komische Fehler gemacht; außerdem aber, wie ich bald merken sollte, mußte ihnen die Art und Weise meines Vortrags saft- und kraftlos erschienen sein.

Der älteste Sohn, der seitdem man den Shakespeare vom Bücherbrett geholt hatte, mit heiligem Eifer bei der Sache war, gab mir zu verstehen, er werde mir jetzt zeigen, was es mit diesem Macbeth-Monolog eigentlich auf sich habe. Er las, und las mit einer Lebendigkeit und unter Handbewegungen, die mich, sehr ungelegen, wiederum an die irischen Volkslieder seines Vaters erinnerten. Der Vortrag hatte ihn ordentlich angegriffen. Die Familie schien überaus befriedigt, und als ich leise Zweifel über die Zulässigkeit dieses Kraftmaßes äußerte, und gegen den begleitenden Betstanz geradezu protestirte, sagte man mir: so pflege der berühmte Macready, der erste Schauspieler Englands, diese Stelle vorzutragen. Ich mußte mich um so eher bescheiden, als ich zufällig an die in Deutschland Mode gewordene Vortragsweise des Mephisto, nach der Seydelmannischen Schablone, dachte und mir sagen mußte, daß diese, bei uns so gefeierte Gesichterschneiderei und hausbackene Sprechweise vor der Kritik eines unbefangenen Fremden vermuthlich eben so wenig bestehen würde.

Es war spät geworden; zum Schluß hatt' ich mich in ein halbes Duzend Albums mit Stellen aus Byron, Young und Shakespeare einzuschreiben, wobei der zweite Sohn mir ein Gegengeschenk machte und zwar mein Portrait — eine allerliebste Bleistiftzeichnung, die er, während ich las, aufs Papier geworfen hatte. Ich stieg eine Treppe hoch in das mit englischem Komfort eingerichtete Fremdenzimmer und ruhte sanft in der Erinnerung des froh verlebten und in vieler Beziehung für mich merkwürdigen Tages.